

DR. Z

MUNDSCHROTT

BEKENNTNISSE EINES ZAHNARZTES



DR. Z

MUNDSCHROTT

*Bekenntnisse
eines Zahnarztes*



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Inhalt

1.	INDIEN	7
2.	ACHT UHR	9
3.	ACHT UHR FÜNFZEHN	14
4.	ACHT UHR ZWANZIG	17
5.	ACHT UHR FÜNFUNDZWANZIG	21
6.	ACHT UHR DREISSIG	23
7.	ACHT UHR FÜNFUNDREISSIG	26
8.	ACHT UHR VIERZIG	30
9.	ACHT UHR FÜNFUNDVIERZIG	37
10.	NEUN UHR FÜNFZEHN	46
11.	NEUN UHR FÜNFUNDVIERZIG	50
12.	ZEHN UHR FÜNFZEHN	57
13.	ZEHN UHR DREISSIG	65
14.	ZEHN UHR FÜNFUNDVIERZIG	70
15.	ZEHN UHR FÜNFUNDFÜNFZIG	72
16.	ELF UHR DREISSIG	103
17.	ZWÖLF UHR	106
18.	ZWÖLF UHR ZWANZIG	116

19. DREIZEHN UHR	129
20. DREIZEHN UHR FÜNFZEHN	132
21. DREIZEHN UHR DREISSIG	137
22. DREIZEHN UHR FÜNFUNDVIERZIG	141
23. VIERZEHN UHR	148
24. VIERZEHN UHR ZWANZIG	153
25. FÜNFZEHN UHR	167
26. FÜNFZEHN UHR DREISSIG	168
27. SECHZEHN UHR	174
28. SECHZEHN UHR FÜNFUNDVIERZIG	177
29. SIEBZEHN UHR	189
30. SIEBZEHN UHR FÜNFZEHN	194
31. NEUNZEHN UHR ZEHN	196
32. ZWANZIG UHR VIERZIG	198
33. DREIUNDZWANZIG UHR FÜNFZIG MEZ	211
34. EIN UHR DREISSIG MEZ	214
35. ACHT UHR FÜNFZEHN INDISCHER ZEIT	216
36. ELF UHR DREISSIG INDISCHER ZEIT	218

»An jedem Zahn hängt auch ein Mensch. Sehen Sie zu,
dass dieser Mensch Ihre Behandlung überlebt.«

Ein Oberarzt



Indien

»Weshalb weinst du, mein Sohn?« Der warme Klang der Stimme Meister Vishnumams schwebt wie eine Daunenfeder im Meerestwind durch die große Halle.

»Der Ventilator«, antworte ich, »dieses Geräusch erinnert mich an mein altes Leben.«

»Möchtest du darüber sprechen?«

An eine Säule gelehnt sitze ich da und spüre den kühlen Stein in meinem Rücken. »Ich weiß nicht, ob ich schon bereit dafür bin.«

Wir schweigen beide für einige Minuten.

»Du weilst nun schon mehrere Wochen bei uns«, bemerkt Meister Vishnumam schließlich, »ich denke, es ist an der Zeit, mit der Arbeit zu beginnen.«

Vor meinen geschlossenen Lidern sehe ich sein dunkles widersprüchliches Gesicht: Die tiefbraunen blitzenden Augen unter dem schlohweißen Haar. Das jungenhafte Lächeln, das stets seine Lippen umspielt.

»Schon mehrere Wochen? Ist das wahr? Es kommt mir vor, als sei ich eben erst angekommen.«

Von draußen ist Vogelgesang zu hören. Schwül-warme Luft dringt durch die offen stehenden Terrassentüren herein. Es riecht nach Meer und frisch gemähtem Gras.

»Wollt ihr wissen, weshalb ich hier bin?«, frage ich und blicke den neben mir sitzenden Mann an.

»Oh ja, das interessiert mich«, antwortet der Meister lächelnd, »sehr sogar.«

»Ich habe alles aufgeschrieben, jedes Wort, jeden Gedanken. Alles, was geschehen ist an diesem unheilvollen Tag. Und auch ...«

Ich zögere.

»Und was?«

»Und seien es auch noch so beschämende Gedanken gewesen«, füge ich leise hinzu.

»Beschämend?«

Stumm nicke ich mit dem Kopf.

»Scham, mein Sohn«, ruft Meister Vishnumam lachend, »kennen wir in diesem Ashram nicht. Oder bist du ihr hier irgendwo einmal begegnet?«

»Nein«, unwillkürlich muss ich lächeln, »tatsächlich nicht.«

»Siehst du. Aber nun lass mich hören, was du angestellt hast in deinem alten Leben. Du hast mich neugierig gemacht.«

Er schlägt ein Bein unter das andere und setzt sich mir im Lotus-sitz gegenüber. Auffordernd nickt er mir zu.

Ich ziehe das dicke abgegriffene Notizbuch aus meiner Tasche. Während ich die ersten, in winziger Schrift verfassten Zeilen überfliege, kommen mir erneut Zweifel.

»Seid Ihr sicher?«, frage ich noch einmal. »Es ist keine sehr erfreuliche Geschichte.«

»Dann wird sie wenigstens nicht langweilig sein«, erwidert Meister Vishnumam.

Und so beginne ich stockend zu lesen:



Acht Uhr

Meine erste Patientin an diesem unerfreulichen Morgen ist Frau B.

Wenn ich ehrlich sein darf, so ist fast jeder Morgen für mich unerfreulich. Somit kann Frau B. nicht der Anlass sein. Höchstens der Auslöser.

Ganz offensichtlich ist mein Problem ein anderes:

Ich bin Zahnarzt.

Na und?, werden Sie sich vielleicht fragen. Zahnärzte, das sind doch diejenigen, die mittwochs immer frei haben (Stichwort: Dentistensabbat) und Freitagmittag bereits auf dem Weg ins teure Wochenende sind. Klingt doch eigentlich nach einem ziemlich entspannten Leben. Aber weit gefehlt!

Sie machen sich keine Vorstellung davon, was es wirklich bedeutet, diesen Beruf auszuüben. Woher auch? Ich selbst hatte ja keine Ahnung. Bis es zu spät war.

Vielleicht versuche ich einfach einmal, es zu erklären: Zahnarzt sein bedeutet nämlich, das Leben mit Menschen zu verbringen, von denen man – freundlich formuliert – nicht eben überschwänglich geliebt wird. Denn, machen wir uns bitte nichts vor, niemand geht gerne zum Zahnarzt. Und daher freut sich auch nie jemand darüber, seinen Zahnarzt zu sehen.

Können Sie sich so ein Leben vorstellen?

Können Sie nicht. Aber wenn es Sie interessiert, werde ich versuchen, es Ihnen näherzubringen.

Zunächst ein kleines Experiment: Schließen Sie ruhig einmal die Augen. Betreten Sie jetzt in Gedanken die Praxis Ihres Zahnarztes. Öffnen Sie die Eingangstür und nähern sich dem Empfangstresen. Wonach riecht es? Was für Geräusche hören

Sie? Was macht Ihr Herzschlag? Wie fühlt es sich in der Magen-gegend an?

Geben Sie es ruhig zu. Eine Zahnarztpraxis ist kein Ort der Heiterkeit.

Wenn Sie an Ihren Zahnarzt denken, steigt Ihnen dieser typische unangenehme Geruch in die Nase. Sie haben das Kreischen der Bohrer im Ohr. Sie hören feines Metall auf Ihren Zähnen kratzen und spüren förmlich, wie sich die lange Spritzenadel in Ihr Fleisch senkt. Sie stellen sich vor, wie Sie hilflos daliegen, während sich Ihr Peiniger über Sie beugt, um Sie mit seinen im Licht der OP-Lampe funkeln den Instrumenten zu quälen.

Das sind keine beglückenden Gedanken. Doch wessen Schuld mag das sein? Oder anders gefragt: Wäre es Ihnen tatsächlich lieber, es gäbe uns nicht? Würde es Ihnen mehr Freude bereiten, wie in zurückliegenden Jahrhunderten von irgendeinem Friseur auf dem Marktplatz die Zähne aus dem Kiefer gebrochen zu bekommen, Zuschauer inbegriffen?

Sehen wir den unschönen Tatsachen doch ins Auge: Jemand muss sich wohl oder übel um den ganzen Mundschrott kümmern. Denn der moderne Mensch ist offensichtlich nicht willens oder in der Lage, eine adäquate Mundpflege durchzuführen. So sieht es leider aus. Aber anstatt dafür dankbar zu sein, dass eine heutige zahnärztliche Behandlung im Vergleich zu früheren Epochen einem Wellness-Kurzurlaub gleicht, hat Volkes Stimme irgendwann entschieden, dass Zahnärzte schmierige Sadisten seien, die im Porsche zum Golfplatz fahren. Und seltsamerweise hat das Volk recht.

Die Frage lautet also: Warum sind Zahnärzte so, wie sie sind?

Warum sind, nach einer nicht repräsentativen Umfrage, acht von zehn Dentisten der Überzeugung, einen tollen Beruf auszuüben, wenn da nicht die Patienten wären ...

Patienten, mit denen wir täglich in engen körperlichen Kontakt treten müssen. Deren Gesichter wir aus großer Nähe zu sehen be-

kommen, die wir riechen müssen und deren Unzulänglichkeiten wir mit ärztlicher Gelassenheit zu betrachten haben. Und wenn diese Patienten dann den Mund aufmachen, sind wir sogar verpflichtet, ganz genau hinzusehen. Und was erblicken unsere gestrafen Augen wohl Tag für Tag?

Fäulnis, Krankheit und das Resultat bakterieller Zerstörung. Es blutet, es eitert, es modert in Ecken und Nischen, von deren Existenz die meisten Menschen nicht einmal etwas ahnen.

Das ist nicht schön, aber noch ein Mal: Unsere Schuld ist das nicht.

Aber es ist unser Problem. Denn wirklich betroffen von dem ganzen Elend ist wer? Wir Zahnärzte! Genau.

Die meisten Patienten stört es nämlich überhaupt nicht, dass auf ihren Zungen Pilzrasen wachsen, dass ihre Zähne unter gelblichen Gebirgen von Zahnstein verschüttet sind oder dass Bakterienkulturen ihr Zahnfleisch in eine aufgedunsene, schlabberige Masse verwandeln. Aber mich stört es, denn ich muss das sehen! Und riechen! Tausendfach.

Hat eigentlich irgendwer mal darüber nachgedacht, wie wir Zahnärzte noch in Ruhe eine überbackene Lasagne mit dick fließender Béchamelsauce essen sollen, ohne dabei an den Patienten vom Vormittag denken zu müssen?

Die Mundhöhle, so sagt ein chinesisches Sprichwort, ist der Spiegel der Gesundheit. Offenbar fördert der jahrzehntelange Blick in diesen verdreckten Spiegel nicht den Glauben an das Gute im Menschen. Und so kommt es, wie in der folgenden beispielhaften Szene geschildert, zu täglichen Scharmützeln zwischen den schmierigen Zahnarztsadisten und den beratungsresistenten Patienten:

»Herr Doktor, ich hab da manchmal einen komischen Geschmack im Mund. Vor allem, wenn ich so sauge.« Zur Verdeutlichung des Gesagten wird das Gesicht entsprechend verzogen, unterlegt von einem schmatzenden Geräusch.

»Da jetzt auch wieder, irgendwie faulig.«

Richtig!, würde ich dann gerne rufen, es ist faulig. Sie verfaulen. In Ihrem ungeputzten Mund leben mehr Bakterien als Menschen auf diesem Globus.

Natürlich sage ich nichts dergleichen. Ich lächele freundlich und beginne, die Tatsache, dass es in der mir dargebotenen Mundhöhle schlimmer aussieht als im Enddarm einer Nacktschnecke, mit höflichen Worten zu umschreiben:

»Also, Sie haben das ganz richtig beobachtet. Es handelt sich um die typischen Anzeichen einer Entzündung. Ihr Körper versucht sich gegen bestimmte Keime zu wehren, aber es gelingt ihm nicht alleine, und deshalb sollten wir ihm dabei helfen.«

»Aber ich putze doch immer meine Zähne! Mit einer elektrischen Zahnbürste sogar.«

»Sicher. Sehr schön. Das sehe ich auch.«

Was natürlich Quatsch ist. Gerne würde ich erwidern, dass das Trinken von Cola entgegen möglicher Werbeversprechen *keine* zahnreinigende Wirkung hat. Ja wirklich! Cola ist keine Mundspülösung. Obwohl es auch so schön schäumt.

Stattdessen erkläre ich in ruhigem Ton: »Es gibt einfach zu viele Bereiche in Ihrem Mund, die Sie selber nicht säubern können. In den Zahnzwischenräumen beispielsweise oder unter dem Zahnfleischsaum.«

»Und wieso hat mir das noch niemand vorher gesagt?«

»Nun ja, da ich Sie heute zum ersten Mal sehe, kann ich wenig über Ihre bisherigen Behandler sagen.«

»Bei der Frau Doktor Birnbaum war immer alles in bester Ordnung.«

Ich atme ruhig und gleichmäßig, suche den Augenkontakt, strahle verständnisvolle Anteilnahme aus und fahre fort, in wohlgesetzter Rede zu erklären: »Sehen Sie, diese Entzündungsprozesse entwickeln sich meist schleichend und bleiben leider oft über einen sehr langen Zeitraum unbemerkt, dennoch ...«

»Bei der Frau Doktor Birnbaum war immer alles in bester Ordnung«, wiederholt die Patientin, offenbar in der Annahme, ihrer Aussage dadurch mehr Substanz verleihen zu können.

Dann hat Kollegin Birnbaum Tomaten auf den Augen. Oder einfach keine Lust, sich mit dir herumzustreiten. Und ich übrigens auch nicht.

Das sage ich nicht, sondern stattdessen: »Na ja, ich versuche gerade, Ihnen verständlich zu machen, dass an manchen Stellen eben nicht alles in bester Ordnung ist. Schauen Sie, wir können ein Foto mit dieser Kamera machen, dann werden Sie selber auf dem Monitor erkennen, was ich meine.«

Mit der intraoralen Kamera mache ich zwei, drei ansprechende Bilder von dunkelbraun aufgeweichten Kronenrändern und vanillepuddingartigen Belägen.

»Igitt, wie sieht das denn aus!«

»Tja, das ist jetzt natürlich stark vergrößert, aber hier kann ich Ihnen zeigen ...«

»Ne, iiii, ne!«

»Es tut mir leid, aber es ist manchmal sehr hilfreich, wenn man die Dinge mit eigenen Augen sieht und nicht nur darüber spricht, deshalb ...«

»Machen Sie das weg, das ist ja eklig!«

»Ja. Das sollten wir tun. Aber dafür müssen wir einen Termin vereinbaren und ...«

»Nein! Sie sollen das Bild wegmachen.«

Und so weiter und so weiter. Missverständnisse, Anfeindungen, Konflikte. Oder anders ausgedrückt: Arzt-Patienten-Verhältnis.



Acht Uhr fünfzehn

Als ich das Behandlungszimmer betrete, sitzt Frau B. bereits im Stuhl, den Rücken mir zugewandt.

Wir haben alle unsere Behandlungsstühle so montiert, dass die Patienten die Zimmertüre im Rücken haben. Das ist zwar schlecht für das Feng-Shui, aber auf diese Weise sehen die Patienten nicht, was hinter ihnen geschieht. Gleichzeitig wirkt die Aussicht aus dem siebten Stock mit Blick über die pulsierende Großstadt angenehm ablenkend. Aufpassen müssen wir nur, wenn es draußen dämmert und die Fensterfront zum Spiegel wird. Vermutlich ist so die ein oder andere meiner Gesichtsentgleisungen in der Vergangenheit nicht unbeobachtet geblieben. Besser also, wir lassen rechtzeitig unsere neuen elektrischen Jalousien heruntergleiten, dann können auch die neugierigen Studenten vom Wohnheim gegenüber, die alle paar Minuten zum Rauchen auf einen der etwa dreißig schuhkartongroßen Balkone schlurfen, nicht mehr zu uns reinglotzen. Unglaublich übrigens, wie viel Zeit die Studenten heutzutage zum Kaffetrinken und Qualmen haben. Natürlich nie vor elf Uhr mittags. Bis dahin wird geschlafen und das letzte Gutenachtbier verdaut. Zahnmedizin studieren die sicher nicht.

Mein Gott, wenn ich da an früher denke ... Um acht Uhr morgens haben wir schon in unseren weißen Metzgerkitteln gesteckt, bereit, uns von den Assistenzärzten schikanieren zu lassen. Dagegen war die Bundeswehr ein Waldorfkindergarten. Hieß es. Ich war ja dummerweise Zivildienstleistender. Meine Eltern hätten mich nie mit der Waffe herumlaufen lassen. Diese Hippie-Achtundsechziger. Dabei wollte ich unbedingt Panzer fahren. Wann hat man später

noch einmal die Gelegenheit, so richtig alles platt zu machen. Statt dessen: Ärsche abwischen im Altersheim.

Na ja, war dann trotzdem eine ganz gute Zeit. Weg von zu Hause, keine Schule mehr, dafür am Steuer eines Viertonners mit Sirene und Blaulicht zum nächsten Herzinfarkt. Glücklicherweise bin ich nämlich beim Malteser Hilfsdienst gelandet. Und nach vier Wochen zwischen Bettpfannen und Urinbeuteln wurde ich auf den Rettungswagen versetzt. Das war dann fast noch besser als Panzer fahren, denn mit Kompressor-unterstützter Sondersignalanlage, also Blaulicht und Trompete, durch belebte Innenstadtstraßen zu düsen, hat eine durchaus kreislaufanregende Wirkung. Wehe, man kam später als der schneidige Notarzt in seinem Golf GTI am Unfallort an. Peinlich, peinlich! Also wurde ordentlich auf die Tube gedrückt. Spannend für uns Zivis, die wir ja schon mindestens sechs Monate den Führerschein besaßen. Spannend erst recht für die anderen Verkehrsteilnehmer.

Da fällt mir die Sache mit dem Zivildienstleistenden Becker ein: Der saß eines sonnigen Tages Ende der Achtzigerjahre mit seinem Kollegen im Rettungswagen vor der Hals-Nasen-Ohren-Klinik einer mitteldeutschen Universitätsstadt. Beide haben die Füße, die in hübschen, stahlkappenverstärkten Sicherheitsschuhen vor sich hin schwitzen, auf dem Armaturenbrett des nagelneuen, zur rollenden Rettungskapsel ausgebauten Mercedes Sprinter, einer 200.000-D-Mark-Spende der ortsansässigen Pharmafirma, abgestellt. Während sie versuchen, möglichst wenig von ihren Fischbrötchen im Auto zu verteilen, schrillt plötzlich der Notruf. Mit vollen Backen reißt der eine den Hörer von der Gabel und ruft »Rettungswagen vier vor der HNO« ins Funktelefon, sodass Matjesstückchen die Windschutzscheibe besprenkeln. Der Diensthabende auf der Leitstelle antwortet mit seinem Sprüchlein: »Nummer vier, fahren Sie mit Sondersignal zur Soundsstraße, Verdacht auf Infarkt.«

Mit vor Aufregung glühenden Bäckchen pfeffern beide ihre Fischbrötchen in die Ecke, schnallen sich an, der Beifahrer bestä-

tigt der Leitstelle, dass man unterwegs sei, Kollege Becker haut den ersten Gang rein, tritt voll aufs Gas ... und dann rast der 3,20 Meter hohe Rettungswagen voll unter die bogenförmige Betontreppe, die sich vor dem Hochhausgebäude der Klinik in luftige Höhen schwingt, deren Durchfahrtshöhe aber leider nur drei Meter beträgt.

So kam es, dass der Stolz des örtlichen Malteser Hilfsdienstes unter der Brücke der Universitätsklinik zum sehr teuren Cabrio umfunktioniert wurde.



Acht Uhr zwanzig

Leise trete ich in meinen weißen Lederslipern näher von hinten an den Behandlungsstuhl heran.

Der Kopf von Frau B. nimmt das Angebot der Kopfstütze, es sich bequem zu machen, nicht an. Stattdessen sitzt sie leicht vorgebeugt, was ihr die typische Hühnerhalsoptik verleiht, die ich immer bei nervösen, also eigentlich bei allen, Patienten beobachte.

Es ist allerdings auch gar nicht so einfach, in einem Zahnarztstuhl entspannt zu sitzen. Nicht wegen der unschönen Aussicht auf die bevorstehende Behandlung, das meine ich nicht, sondern weil man darin die Unterschenkel nicht anwinkeln kann. Man sitzt mit nach vorne durchgestreckten Beinen da – so als sei man eben im Begriff, eine gymnastische Dehnübung zu beginnen –, trägt aber anstelle des sportlichen Outfits ein von der freundlichen zahnmedizinische Fachangestellten umgehängtes Papierlätzchen und fühlt sich, sagen wir mal, unwohl. Ich weiß das, weil ich es selber immer mal wieder ausprobieren. Ich setze mich auf einen meiner sündhaft teuren Stühle und wechsle die Perspektive. Dabei stelle ich fest: ist nicht schön, da zu sitzen.

Aber müssen Patienten mich deswegen ständig mit den Worten »Herr Doktor, nehmen Sie es nicht persönlich, aber ich mag Sie nicht« begrüßen? Wie soll ich das nicht persönlich nehmen?

Oder auch gerne: »Sie sind ja ganz nett, aber privat möchte man mit seinem Zahnarzt doch lieber nichts zu tun haben.«

Na vielen Dank auch.

Und nach der Behandlung, wenn ich als höflicher Mensch »Auf Wiedersehen« sage, bekomme ich ein »Ne, lieber nicht!« zu hören.

Ist es da verwunderlich, wenn wir Zahnärzte im Laufe unseres Berufslebens immer seltsamer werden? Wenn man stets nur mit einer Mischung aus Angst, Abscheu und Ekel betrachtet wird, dann wird man irgendwann tatsächlich zum abscheulichen Ekel. Ist doch klar. Allerdings muss ich eingestehen, dass der Typus »unsympathischer Sonderling« bei uns Zahnärzten auch konsequent und von Anfang an gefördert wird.

Das beginnt schon bei der Zulassung zum Studium. Welcher normal-nette Mensch hat denn bitte schön einen Abiturdurchschnitt von eins Komma zwei? Eben. Für den Fall, dass sich unter den Studierenden doch nette junge Menschen befinden, hat sich irgendwer in wilhelminischer Vorzeit das bis heute an deutschen Hochschulen praktizierte Quälen und Drillen, besser bekannt unter der irreführenden Bezeichnung »Zahnmedizinstudium«, ausgedacht.

Während ich den vorgebeugten Hinterkopf von Frau B. betrachte, steigen Erinnerungen an das erste Studiensemester in mir auf: Es war Sommer, es war heiß, und wir konnten aus den schmalen, kellerartigen Fenstern unseres Labors die gebräunten Beine der Studentinnen begutachten, die zum Lernen oder was auch immer an die nahe gelegenen Flussufer strebten. Hätten sie gesehen, womit man uns knapp vierzig Auserwählte von morgens acht bis nachmittags um fünf beschäftigte, sie hätten sich auf den Asphalt gekniet, um besser durch die Fensterschlitzte bestaunen zu können, wie bescheuert manche Menschen sind.

Tatsächlich haben wir beispielsweise vierzehn Tage ununterbrochen damit zugebracht, etwa drei Millimeter hohe Kegelchen aus Wachs zu modellieren. Mit diesen Kegelchen, die der erste Schritt zur Erstellung einer Zahnkaufäche sein sollten, reihten wir uns alle paar Stunden in eine bis auf den Flur reichende Warteschlange ein, die ihren Anfang im Assistenzarztzimmer nahm. Dort saß, wie ein kleiner König, dem sein Bauernvolk läppisches, welkes Gemüse anpreist, entweder der schöne Dr. Stefan oder der dicke Dr. Buck,

oder, Schreck lass nach, der Kursleiter höchstselbst, Herr Privatdozent Dr. Zickelmaier.

Einer dieser Herren schaute sich die ihm dargebotenen Kegelchen je nach Uhrzeit, Wetter oder Speiseplan der Mensa zwei, fünf oder dreißig Sekunden lang an, um sie dann entweder mit einem feinen Instrument durch den Raum zu schnippen, sich totzulachen oder das Ganze mit einem Testat zu versehen.

Es war vollkommen unmöglich, den Ausgang der Prozedur vorzusehen, außer für Wibke und Tatjana, die hatten so tolle Brüste, die bekamen jedes Testat. Allerdings drehte sich der Wind für die beiden später, als ihre Dekolletés bei den weiblichen Assistenzärztinnen zu einer gewissen Stutennäsigkeit führten.

Wir anderen jedenfalls waren ratlos und blieben dies auch für den Rest des Studiums. Unsere Kegelchen glichen sich wie ein geklonter Zahn dem anderen, sodass wir es auch bald aufgaben, der Aufforderung »noch mal machen« nachzukommen. Exakt die gleichen »Schrottkegel« waren nämlich zwei Stunden oder zwei Tage später durchaus testatwürdig.

Es folgten ungezählte weitere Prozeduren, die stets nach dem Prinzip verliefen: »Du bist ein kleiner Student, und ich, dein Ausbilder, entscheide, ob und wann du hier weiterkommst.«

Tagelang polierten wir mit Nylonstrümpfen und Backpulver Gipsmodelle auf Hochglanz, schnitzten Eckzähne aus Seife, gravierten unsere Namen und Adressen in rohe Eier, bogen Drähte zu Schlaufen, bis sie plan, oder auch nicht, auf einer Glasplatte lagen, und standen täglich Schlange, Schlange, Schlange, um dann mit gesenktem Haupt und ohne Testat an der Schlange zurückzulaufen, um sich hinten in die ewige Schlange wieder einzureihen.

Tatsächlich sind damals nach dem ersten Semester zwei von den Netteren nicht mehr zur Fortsetzung des Studiums erschienen. Trotz bestandenem Schein.

»Wenn ich mich verarschen lassen will, unterschreibe ich lieber beim Bund, da werde ich wenigstens dafür bezahlt«, sagte Michael,

als wir nach Semesterabschluss beim Bier in der Spätsommersonne saßen. Jener Michael ward dann auch nie mehr im weißen Kittelchen gesehen.

Wirklich besser ist es für uns Verbliebene in den folgenden Jahren an der Zahnklinik leider nicht geworden. Nur anders. Heimtückischer.



Acht Uhr fünfundzwanzig

Ich stehe jetzt direkt hinter Frau B. Ihr klebriges Parfum vermischt sich mit dem jugendlich-süßlichen von Melissa, meiner wasserstoffblonden Assistenz, die gerade scheppernd das zahnärztliche Grundbesteck, bestehend aus Spiegel, Sonde und Pinzette, auf den schwenkbaren Tisch vor Frau B. räumt. Immer dieser Lärm! Kann das Kind nicht leiser arbeiten. Zum tausendsten Mal stelle ich mir vor, wie die perfekte Assistenz beschaffen sein müsste: geräuschlos schwebend, nach einem Hauch von Minze duftend, freundlich klein und zierlich, damit sie wenig Platz am Stuhl beansprucht, und natürlich wunderhübsch ... Ich verharre hinter Frau B.

Melissa, die nichts mehr zum Lärm machen findet, schaut mich fragend an, offenbar verwundert darüber, dass ich die Patientin nicht begrüße. Aber eine Woge des Widerwillens steigt in mir auf. Ich kenne dieses Gefühl. An manchen Tagen wird es so mächtig, dass ich es nicht fertigbringe, mich aus meinem Sessel im Bürozimmer zu erheben, auch wenn schon zum wiederholten Mal der Kopf einer Mitarbeiterin in der Tür erschienen ist, um mich daran zu erinnern, dass Herr oder Frau Sowieso schon lange mit Lätzchen um den Hals im Stuhl sitzen. Die lähmende Wirkung breitet sich wie ein Betäubungsmittel in meinem Körper aus, und alles wird taub und stumpf. Ich fühle mich dann wie der Unterkiefer nach einer Spritze beim Zahnarzt.

Und, ist das jetzt schon ein Burn-out? Genügt das, um als arbeitsunfähig anerkannt zu werden? Wann wird aus »kein Bock mehr« eine Depression? Fragen, auf die auch Dr. Google leider keine klare Antwort gibt. Hauptrisikogruppe sollen aber Männer zwischen vierzig und fünfundfünfzig sein, selbstständig, beruflich erfolg-

reich, Familie. Na bitte. Ich bin auch schon mal von einem Veranstalter für Burn-out-Seminare angeschrieben worden. Offensichtlich prädestiniert mich mein Beruf, um im Verteiler für potenziell Ausgebrannte zu landen. Es handelte sich dabei um eine durchaus ansprechend gestaltete Broschüre. Einfaches Hotel irgendwo in der Eifel, inmitten beruhigend-melancholischer Landschaft. Ich habe sie mal aufgehoben, die Broschüre.

Überhaupt die Eifel. An deren Ausläufern ich den klinischen Teil meines Studiums habe absolvieren dürfen. Also den Teil, in dem die Studenten auf die Patienten, oder umgekehrt, losgelassen werden.

Dort, zwischen dunklem Tann und Rheinebene, wurden die Wachskegelchen und Gipsrättler eingetauscht gegen ein neues Folterinstrument: den Phantomkopf.

Dreißig bis vierzig an Tische montierte Plastiktorsos mit Kopf und aufgesperrtem Mund. In den Mund lassen sich Kiefer ein- und ausbauen. Die Kiefer wiederum sind bestückt mit austauschbaren Plastikzähnen, in die wir alles schleifen, bohren, kleben und zementieren mussten, was die Welt der Zahnmedizin bis dato ersonnen hatte. So lange bis – na sieh mal an, da war doch was – es ein Testat dafür gab und wir an echten Menschen weiterüben durften.



Acht Uhr dreißig

Frau B.s Hinterkopf erinnert mich jetzt tatsächlich ein bisschen an meinen Phantomkopf, Platz Nummer 31 am Fenster. Der hatte, im Gegensatz zu Frau B., zwar keine Haare, aber einen ähnlich schlanken Hals. Das Besondere an unseren Phantomköpfen war, dass sie einen Wasserablauf hatten. Angeblich waren wir weltweit die ersten Studenten, die mit dieser technischen Neuerung drangsaliert wurden. Vielen Dank dafür nachträglich an die Firma Frasaco. Hättet ihr damit nicht noch ein Jahr warten können? Schließlich bedeutete dieser süddeutsche Innovationsdrang für uns, dass wir erstmals, wie am echten Patienten, mit Wasserkühlung bohren mussten. Das führte dazu, dass die ohnehin schon sehr bescheidene Sicht auf den zu bearbeitenden Zahn durch die aus drei Düsen am Bohrerkopf schießenden Wassermassen gegen null tendierte. Da man weder Patienten noch Phantomköpfe beliebig hoch mit Wasser fluten darf, muss bei beiden eine entsprechende Absaugeinrichtung in den Mund gehalten werden. Womit es zwischen Ober- und Unterkiefer noch enger wird. Menschliches Gewebe lässt sich dehnen. Bis zu einem gewissen Grad zumindest. Plastikbacken aber nicht, die reißen ein, und futsch sind Phantomkopf und Testat.

So ein typisches Abschlusstestat am Freitagnachmittag, wenn alle anderen Studiengänge längst am Badesee oder im Biergarten weilten, sah in etwa wie folgt aus: Wir wurden in zwei Gruppen aufgeteilt, damit jeder zweite Phantomkopf unbesetzt blieb.

»Wir können dann besser sehen, was Sie so treiben, und Sie vor Dummheiten bewahren, die Ihnen nur schaden würden.«

Damit waren kleine Tricksereien wie das Abstellen der Wasserkühlung oder das Auseinanderdrücken oder Anheben der Kunststoffzähne gemeint.

Beide Gruppen mussten vor dem Phantomraum warten. Sodann stellte man uns wie vor der weihnachtlichen Bescherung draußen auf den Flur, während drinnen die zu bearbeitende Zahnreihe mit (stets wechselndem) Farblack markiert wurde. Erstens, damit keine bereits im Voraus bearbeiteten Meisterwerke eingeschmuggelt werden konnten, und zweitens jede Berührung des Bohrers mit einem Nachbarzahn – Todsünde! – entdeckt, bewiesen und geahndet werden konnte.

Saßen wir schließlich neben unseren stumm schreienden Plastikfreunden, verkündete die Kursleitung über Lautsprecher die Aufgabe. Zum Beispiel so: »An Zahn zwei-sieben fertigen Sie bitte eine Teilkronenpräparation an. Vergessen Sie den Slice nicht. Am distalen Kasten möchten wir noch einen grazilen Zementaufbau sehen. Beachten Sie, dass wir nachmessen werden, ob Sie eine ausreichende Schichtstärke für die spätere Goldversorgung belassen haben.«

Schimpfen und Wehklagen von uns.

»Und der Zement muss halten, auch wenn wir den Zahn nachher ein bisschen auf den Tisch klopfen, hä hä. Fangen Sie an, Sie haben vierzig Minuten.«

Turbinen heulten auf, Sprühnebel quoll aus den Puppenmäulern. Junge Menschen in weißen Metzgerkitteln hingen mit verdrehten Oberkörpern über und in den aufgesperrten Phantomfratzen. Für die Kursleiter sicher ein herzerfrischendes Bild. Für mich, hätte ich mal die Muße gehabt, den Kopf zu heben und den Blick schweifen zu lassen, eine Szenerie des Jammers.

»Denken Sie an die korrekte Sitzhaltung am Patienten, Ihr Rücken wird es Ihnen in Jahrzehnten danken.«

»Halten Sie den physiologischen Augenabstand von 30 bis 40 Zentimetern zum Arbeitsfeld ein, sonst müssen Ihre Augen ständig akkumulieren ... äh, akkolodieren ... also sich zu sehr anstrengen.«

»Stützen Sie sich am Kiefer oder den Zähnen Ihres Patienten ab, arbeiten Sie nie freihändig.«

»Noch fünf Minuten.«

»Die Zeit ist um. Bitte verlassen Sie Ihren Arbeitsplatz.«

Dann durften wir wieder raus auf den Flur, der eigentlich ein Versorgungsschacht unterhalb der Universitätsklinik war und auch genau dessen Charme verströmte. Rohre und über Putz verlegte Kabel, aber mit Kaffeeautomat! Dort haben wir viele, viele Stunden ohne Tageslicht zugebracht, bleich wie die Grottenolme in den Höhlen Sloweniens. Wir haben herumgestanden, rauchend, schweigend, lästernd, lachend, weinend und wartend auf alles Mögliche: Kursbeginn, Kursende, Kursleiter, Hausmeister, göttlichen Beistand, Gerechtigkeit oder eben die Ergebnisse eines Testats. Die wurden irgendwann in Form zweier DIN-A4-Ausdrucke an die Pinnwand gehängt. Fand man den eigenen Namen auf dem linken Zettel, war das Wochenende gerettet. Ansonsten gab es einen Wiederholungsversuch. Einen.